

Matthias Deiß / Jo Goll
Im Namen der Ehre?

Schriftenreihe Band 1297

Matthias Deiß / Jo Goll

Im Namen der Ehre?

Ein deutsches Schicksal



Bundeszentrale für politische Bildung

Matthias Deiß, geboren 1978 in Hamburg, berichtet als Fernsehkorrespondent aus dem ARD-Hauptstadtstudio in Berlin. Deiß ist Absolvent der Deutschen Journalistenschule und studierte Politikwissenschaft und Journalistik an der LMU in München. Von 2007 bis Juni 2012 arbeitete er als *Tagesschau*-Korrespondent beim rbb in Berlin.

Jo Goll, geboren 1966, ist Redakteur und Reporter für die ARD-*Tageschau*, Autor für *Kontraste* und den rbb-Reporterpool. Schwerpunkte seiner Arbeit sind die Themenfelder Rechtsextremismus, Islamismus und Migrationspolitik. Er verfasste zahlreiche TV-Reportagen und -Dokumentationen.

Diese Veröffentlichung stellt keine Meinungsäußerung der Bundeszentrale für politische Bildung dar. Für die inhaltlichen Aussagen tragen die Autoren die Verantwortung.

Bonn 2012

Lizenzausgabe für die Bundeszentrale für politische Bildung
Adenauerallee 86, 53113 Bonn

Copyright © 2011 by Hoffmann und Campe Verlag, Hamburg

Umschlaggestaltung: Michael Rechl, Kassel

Umschlagfoto: © ddp images / dapd / Bettina Bartzten

Satz: atelier eilenberger, Leipzig

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-8389-0297-5

www.bpb.de

Inhalt

Vorwort	7
Der Täter und die Ehre	9
Hatuns Weg in die Freiheit	49
Die Trauer der besten Freundin	82
Zwei Brüder auf der Flucht	103
Die verschwundene Zeugin	135
Ehrenmord – ein deutsches Problem: Politiker und die Integration	171
Ostanatolien: Auf den Spuren der Familie Sürücü	200
Der Täter und die Reue	223
Nachwort	247

Vorwort

Hatun Sürücüs Grabstein ist bereits leicht vom Regen verwaschen. Aynur Hatun Sürücü 17.1.1982 – 7.2.2005. In schwarzen Buchstaben ist ihre Ermordung dokumentiert. Mehr als sechs Jahre ist es her, dass Hatun Sürücü erschossen wurde. Auf offener Straße ermordet vom eigenen Bruder. Dreimal hat Ayhan Sürücü abgedrückt. Dann war seine Schwester tot.

Für ihn und andere ihrer Brüder hat sie gelebt »wie eine Deutsche« – ohne Ehre. Tatsächlich *war* sie längst eine Deutsche. Hatun Sürücü ist in Deutschland geboren und aufgewachsen. Sie hat sich hier wohl gefühlt. So wohl, dass sie längst den deutschen Pass in der Tasche trug. Ihr ist etwas gelungen, wovon viele junge Frauen aus muslimischen Familien träumen: ein eigenes, selbstbestimmtes Leben zu führen. Mit Freunden, einem Ausbildungsplatz, einer kleinen Wohnung. Hatun Sürücü wollte frei leben, autonom und modern. So wie Millionen anderer junger Leute, egal welcher Herkunft sie sind. Dieser Wunsch wurde ihr zum Verhängnis, denn ihre Art zu leben wurde von Mitgliedern ihrer aus Ostanatolien stammenden Familie nicht toleriert. Dabei war ihr genau das am wichtigsten: leben wie eine Deutsche *und* von der eigenen Familie akzeptiert werden. Hatun Sürücüs Schicksal ist ein deutsches Schicksal.

Die Tat gilt bis heute als der bekannteste Ehrenmord-Fall in Deutschland. Sie hat unser Land verändert. Der Mord wurde über Nacht zum Fanal für misslungene Integration. Zum greifbaren Beispiel der immer wieder zitierten, berüchtigten Parallelgesellschaften.

Wie kann so etwas in Deutschland passieren? Diese Frage wird bis heute hochgradig emotional diskutiert. Auch wir haben sie uns gestellt. Und nach Antworten gesucht. In Berlin, Istanbul und Ostanatolien. Über mehrere Monate hinweg haben wir recherchiert. Akten gesichtet. Herausgefunden, wo Familie Sürücü heute wohnt, mit wem das Opfer befreundet war, wer darüber Auskunft geben kann, was damals passiert ist. Immer wieder haben wir Kontakte geknüpft, Gespräche geführt. Und am Ende viele Antworten erhalten.

Beteiligte, die jahrelang verstummt waren oder noch nie über ihre Erlebnisse gesprochen hatten, haben mit uns geredet. Allen voran der Mörder selbst. Einigen Gesprächspartnern, Informanten und am Geschehen beteiligten Personen haben wir andere Namen gegeben – aus Gründen des Datenschutzes und zum Schutz des Persönlichkeitsrechts. Diese Namen sind bei Erstnennung im Buch mit einem * gekennzeichnet.

Unser Dank gilt allen, die so mutig waren, uns offen ihre Geschichte zu erzählen. Allen, die uns mit Informationen versorgten. Und allen, die sich darauf einließen, in ihren Erinnerungen – auch den schmerzhaften – zu graben. Viele haben es getan, um Hatun Sürücü die letzte Ehre zu erweisen. Einer Frau, die für den Mörder und andere in ihrer Familie keine Ehre hatte.

Ein besonderer Dank gilt der Berliner Justizsenatorin Gisela von der Aue und ihrem ehemaligen Pressesprecher Bernhard Schodrowski, die sich sehr für dieses Projekt eingesetzt haben.

Außerdem danken wir den Verantwortlichen von rbb und WDR, die diese Recherche nicht nur finanzierten, sondern uns auch in heiklen Phasen immer mit Rat und Tat zur Seite standen und die ARD-Dokumentation *Verlorene Ehre – Der Irrweg der Familie Sürücü* ins Programm hoben.

Matthias Deiß und Jo Goll im Juni 2011

Der Täter und die Ehre

Der Mann, der seine Schwester mit drei Schüssen in den Kopf getötet hat, bereitet türkischen Tee zu. »Früher haben wir in der Familie nach dem Essen oft zusammen Tee getrunken. Aber das wird wohl nie mehr so sein wie früher. Es ist einfach zu viel passiert«, sagt er nachdenklich. Der Mörder hat lange, schlanke Finger und eine zierliche Figur. Seine Bewegungen sind langsam, überlegt. Sein nächster Satz nicht. »Mir war klar, dass ich sie töten werde, und ich habe niemanden gesehen, der mich davon abhalten könnte. Ich war damals regelrecht besessen.« Ayhan Sürücü steht in einer kleinen Küche der Justizvollzugsanstalt Berlin-Charlottenburg, Haus 4.

Siebzig Strafgefangene wohnen hier – und doch ist es an diesem eiskalten Dezembermorgen still in den Fluren. Die meisten Häftlinge sind bereits bei der Arbeit. Das Treppenhaus, die Gänge mit den schweren Zellentüren – alles in Grau. Kein Farbtupfer, keine Bilder.

Zwei Jahre hat es gedauert, bis die Erlaubnis der Berliner Justiz für einen Besuch bei Ayhan Sürücü kam. Und auch er hat lange überlegt, aber jetzt will er reden. Über die Tat, die Deutschland bewegt hat. Über den Ehrenmord an Hatun Sürücü, seiner Schwester.

Inzwischen hat er den Tee in kleine Gläser gegossen. Der blasse, junge Mann in dem blaugrau gestreiften Pullover trägt sie in seine Zelle. Ein Dreitagebart betont sein hageres Gesicht. Die kurzen schwarzen Haare trägt er gescheitelt. Höflich bietet er in dem kleinen, etwa sechs Quadratmeter großen Raum auf zwei Stühlen Platz an. An der Wand hängt ein gewebter

Teppich, auf dem das Heiligste aller Muslime zu sehen ist: Mekka, der Geburtsort des Propheten Mohammed. Über dem Bett liegt eine sorgsam ausgebreitete Tagesdecke. Aus dem vergitterten Fenster kann Ayhan Sürücü nur im Stehen schauen. Dann sieht er die lange Gefängnismauer und den Himmel. Mehr nicht. Unter dem Fenster steht ein kleiner Schreibtisch. Darauf liegen ordentlich gestapelte Papiere. Auf der Kommode gegenüber steht ein kleiner Flachbildfernseher, der einzige neue, moderne Gegenstand im Raum. Alles andere ist in die Jahre gekommen, aber alles hat seinen Platz. »Ordnung und Sauberkeit sind für mich extrem wichtig. Anders würde ich das hier drinnen nicht aushalten«, sagt Ayhan. Für einen Moment huscht ihm dabei ein Grinsen über sein jugendliches Gesicht. Ein Mörder mit guten Manieren. Bei der Begrüßung hat er sich leicht nach vorn gebeugt. Seine Augen sind wach und doch seltsam verschlossen. Er weiß, dass er sich gleich vielen unangenehmen Fragen stellen muss. Fragen, die er sich schon oft selbst gestellt hat. Schon früh hat er in Haft eine freiwillige Psychotherapie begonnen. Seit fast sechs Jahren liegt er abends, so erzählt er, grübelnd auf seinem Bett. Dabei kommen ihm immer wieder die Bilder vor Augen, die er nicht vergessen kann. Bilder vom Abend des 7. Februar 2005.

An diesem Abend klingelt der achtzehnjährige Ayhan Sürücü gegen 20 Uhr 15 an der Wohnungstür seiner Schwester Hatun. Was in der nächsten Dreiviertelstunde passiert, wird den Blick auf viele Muslime in Deutschland auf Jahre hinaus trüben. Große Teile muslimischen Lebens werden nach diesem Abend auf Zwangsheirat und Ehrenmord reduziert. Hatun lebt in Berlin-Tempelhof. Ihre Zwei-Zimmer-Wohnung liegt in der Nähe der lauten Oberlandstraße. Eine triste Gegend, Tausende Autos und Lastwagen rollen täglich durch diese Straße, die zur nahen Stadtautobahn führt. Dönerbuden, Kioske und türkische Frisiersalons prägen das Straßenbild. Die Fassaden

der Häuser sind von Ruß überzogen, zwischen den zumeist heruntergekommenen Jugendstilaltbauten ragen Wohnblocks aus den siebziger und achtziger Jahren in die Höhe. Im Umfeld der alteingesessenen deutschen Familien, die vielfach von Hartz IV leben, finden sich auf den Klingelschildern immer mehr türkisch- und arabischstämmige Familiennamen. Die Mieten sind günstig, die Szenerie des nahegelegenen Stadtteils Neukölln mit seinem stark islamisch geprägten Leben breitet sich in diesem Teil des ehemaligen Berliner Arbeiterviertels Tempelhof immer weiter aus.

Hatun Sürücü lebt hier in einer schmucklosen Mietskaserne, aber sie kennt die Nachbarn und fühlt sich wohl. Für die junge Frau ist ihre kleine Wohnung im dritten Stock ein Ort der Freiheit, der Selbstbestimmung. Der vier Jahre jüngere Ayhan besucht seine Schwester regelmäßig. Wie so oft ist er wütend auf sie, diesmal, weil sie in letzter Zeit wieder häufiger Kontakt zu ihrer Familie sucht, was ihm gegen den Strich geht. Die beiden streiten sich, wie fast immer geht es dabei um Hatuns Lebensstil, den Ayhan als zu freizügig, zu westlich kritisiert. Nach etwa dreißig Minuten springt er auf. Er sagt, er wolle noch seinen Bruder Alpaslan treffen, um mit ihm einen Film auf DVD zu schauen. Hatun entschließt sich, ihn zur Bushaltestelle zu begleiten.

Es ist ein klarer, kalter Abend. Hatun zieht sich nicht einmal eine Jacke an, sie wird ja in wenigen Minuten zurück sein. Zurück bei ihrem fünfjährigen Sohn Imre*, der im Bett liegt und schläft. Sie greift nach dem Schlüsselbund, und die beiden gehen die Treppe hinunter auf die Straße. Dort zündet sich Hatun eine Zigarette an. Seit sie allein lebt, hat sie das Rauchen angefangen. Auch das ist ein Ausdruck ihrer Freiheit. In der anderen Hand hält sie eine rote Kaffeetasse, die ihre kalten Finger wärmt. Bruder und Schwester gehen die etwa dreihundert Meter zur Bushaltestelle an der Oberlandstraße nebeneinander her. Sie streiten weiter, erst verhalten,

dann immer heftiger. Sie machen sich gegenseitig Vorwürfe. Der Bus ist noch nicht da. Plötzlich zieht Ayhan eine Pistole aus seiner Jackentasche. Er sieht in die Augen seiner erschrockenen Schwester. Sie fragt ihn: »Was soll das?« – »Ich will nur in die Luft schießen«, beruhigt er sie. Dann aber fragt er: »Bereust du deine Sünden?« Weil sie in diesem Moment begreift, was er vorhat, bejaht sie diese Frage und fleht ihn an: »Bitte, tu es nicht!«

Von den vorbeifahrenden Autos hält keines an. Ayhan Sürücü richtet die Waffe auf seine Schwester – und schießt. Die Kugel trifft Hatun aus kürzester Distanz an der rechten Stirnseite. Ein sogenannter Steckschuss, der laut Obduktionsbericht Verletzungen des rechten Scheitellappens und Brüche des Schädeldaches verursacht. Ayhan feuert noch zwei weitere Schüsse auf Hatuns Kopf ab; dabei steht er weniger als eine Armlänge von seinem Opfer entfernt. Treffer zwei und drei verletzen das Großhirn, den Unterkiefer und die Zunge. Hatun lässt die Kaffeetasse fallen. Taumelt noch einige Meter weiter. Sie bricht zusammen, bleibt auf dem Rücken liegen – stirbt auf dem Asphalt an der Bushaltestelle Oberlandstraße. Es ist jetzt 20 Uhr 55.

Als Todesursache halten die Rechtsmediziner später Kopfschussverletzungen fest. Der Tod sei wenige Sekunden nach Abgabe der Schüsse eingetreten. Ein von Nachbarn gerufener Notarzt kann Hatun nicht mehr helfen. Neben ihrer Leiche liegt die zerbrochene Kaffeetasse, in ihrer Hand die erloschene Zigarette. Polizisten finden am Tatort zwei Patronenhülsen Kaliber 7,65, die – so das Ergebnis der späteren Ermittlungen der Mordkommission – entweder aus einer Pistole Beretta, Modell 70, oder dem Folgemodell Browning stammen. Zeugen sagen später aus, ein junger, dunkel gekleideter Mann habe sich unmittelbar nach den Schüssen über die Frau gebeugt, als wolle er nachsehen, ob sie tot ist. Stoff für einen Spielfilm. Aber die zurückliegende Stunde ist keine Fiktion – sie ist real.

Für die Richter am Berliner Landgericht war das ein »kaltblütig umgesetzter Mord«. So steht es in der Urteilsbegründung. Einen kaltblütigen Mörder aber stellt man sich anders vor. Nicht mit diesem freundlichen Lächeln im Gesicht, wenn er Tee nachschenkt. Seine ganze Erscheinung, seine Art zu sprechen und seinem Gegenüber dabei in die Augen zu blicken – alles wirkt ruhig, aber bestimmt, manchmal durchdringend und vor allem: bereit, über sich und seine Geschichte zu reden. Über die Gründe, warum ein Achtzehnjähriger auf die Idee kommt, seine eigene Schwester zu töten – und dabei auch noch glaubt, dass er das Recht dazu hat.

Bis heute weiß niemand, was in den Monaten vor diesem 7. Februar 2005, vor dem Mord an Hatun Sürücü, wirklich passiert ist. War es ein Familienkomplott, wie die Berliner Staatsanwaltschaft bis heute vermutet? Haben die Sürücüs gemeinsam beschlossen, dass die älteste Tochter Hatun, von allen Aynur genannt, sterben muss? Aynur heißt so viel wie: Jemand leuchtet so hell wie der Mond. Ein Rufname, den Hatun mochte. Der auch gut zu ihr passte.

»Nach dem Essen haben meine Brüder und ich zu Hause immer über Fußball und Boxen geredet. Das hat uns miteinander verbunden«, erzählt Ayhan. Er selbst beginnt mit vierzehn Jahren zu boxen, trainiert in einem Studio in einem Neuköllner Hinterhof, zwischen Sonnenallee und Karl-Marx-Straße. Manchmal kommt Ayhan sechs Tage die Woche hierher, um zu trainieren. Er träumt von einer Karriere als Profiboxer. Sein Trainer, ein erfahrener Exboxer, der schon einige türkischstämmige Bundesligakämpfer entdeckt hat, will sechs Jahre später nicht über seinen ehemaligen Schützling Ayhan Sürücü reden. Zu groß ist die Sorge, mit einem Mann in Verbindung gebracht zu werden, der für einen Ehrenmord steht.

Der Polizeibericht aus diesem Kiez füllt seit Jahren die Meldungsspalten der Tageszeitungen und sorgt für Gesprächsstoff

in den Talkshows. Auf den Straßen hört man kaum ein deutsches Wort, die Läden in der Gegend sind fest in türkischer und arabischer Hand. Die Händler machen ihre Geschäfte mit alten Möbeln aus Haushaltsauflösungen, mit Mobiltelefonen, gebrauchten Computern. Mit Döner, Falafel und Schawarma. Im Frühjahr und Sommer sitzen die Ladenbesitzer an kleinen Tischchen vor ihren Geschäften, spielen Backgammon und trinken Tee. Manche rauchen Shisha, die arabische Wasserpfeife. Dann weht das Aroma von Apfelblütentabak über die Gehsteige. Hier gibt es Straßenzüge, in denen jeder Zweite arbeitslos ist. Und arabische Großfamilien, die in der dritten Generation von Sozialhilfe leben.

Ayhan wächst bei seinen Eltern mit vier Brüdern und vier Schwestern in Kreuzberg auf. Vater Kerem Sürücü, ein Gärtnergehilfe aus einem Dorf in der ostanatolischen Provinz Erzurum, kommt 1971 nach West-Berlin. Seine Frau Hanim folgt ihm sieben Jahre später mit den beiden ältesten Söhnen, die in der Heimat geboren sind. Sie hat nie eine Schule besucht. Kerem Sürücü ist inzwischen Hilfsarbeiter in einer Großbäckerei. Die streng religiöse Großfamilie lebt in unmittelbarer Nähe zum U-Bahnhof Kottbusser Tor. Dienstags und freitags gibt es am nahen Maybachufer den »Türkenmarkt«. Hier bieten fast ausschließlich türkische Händler ihr Obst und Gemüse vom Großmarkt an.

Schräg gegenüber bewohnt die Familie Sürücü an der vierspurigen Kottbusser Straße eine etwa hundert Quadratmeter große Vier-Zimmer-Wohnung. Wenn Bekannte die Familie besuchen, halten sich Männer und Frauen in getrennten Räumen auf. Die Frauen tragen Kopftücher. Besonders die unverheirateten Töchter sind der Tradition gehorchend vor den Blicken anderer Männer zu schützen. »Das ist bei uns einfach so. Die Männer wollen das so. Und die Frauen auch. Wenn wir Männer zu den Frauen sagen würden, ihr könnt euch zu uns setzen, dann würden sie sagen: Nee, wir bleiben lieber unter

uns«, erzählt Ayhan Sürücü. Und Hatun? Wie hat sie darüber gedacht? Er überlegt kurz. »Keine Ahnung. Ich hatte nie so eine Situation mit ihr.«

Im Nachbarhaus besuchen die Männer der Familie regelmäßig eine kurdische Moschee. Die Gemeinde ist der Berliner Ableger der Kürdistan Islam Hareketi, der Islamischen Bewegung Kurdistans, die nicht islamistisch, sondern kurdisch-nationalistisch ausgerichtet ist. Das Gotteshaus ist nicht mehr als eine große Wohnung, in der auch Ayhan, einige seine Brüder und der Vater regelmäßig beten.

Im Haus der Sürücüs, einem fünfstöckigen Altbau aus der Gründerzeit, verkauft ein türkischer Metzger Fleisch mit dem Zusatz *halal*. Fleisch, das nach islamischem Ritus geschlachtet wird – es darf nicht durch Tierblut verunreinigt sein. Auf der anderen Straßenseite stellt ein türkischer Laden traditionelle Brautmode aus, im Schaufenster hängt die türkische Nationalfahne mit Mond und Sichel.

Vater Sürücü nimmt seine älteste Tochter Hatun aus der Schule, als sie sechzehn Jahre alt ist. Hatun hat gerade die achte Klasse des Gymnasiums beendet.

In den Sommerferien des Jahres 1997 reist sie mit ihrem Vater in die Türkei, wo sie schon häufiger Verwandte besucht hat. Kerem Sürücü stellt ihr dort ihren neun Jahre älteren Cousin Ismail vor, den sie kaum kennt. Er ist der Sohn einer Schwester ihres Vaters. Ihr wird gesagt, dass sie diesen Mann heiraten soll. So haben es ihr Vater und die Istanbuler Verwandtschaft bestimmt. Eine Ehe, gegen die sich weder Hatun noch ihr Bräutigam wehren können. Wenige Wochen später wird Verlobung gefeiert, und ein Jahr später heiratet sie Ismail. Ein Hodscha, ein islamischer Religionsgelehrter, erklärt die beiden zu Mann und Frau. Hodschas brauchen keine spezielle Ausbildung. Voraussetzung ist nur, dass sie die Gebete in arabischer Sprache beherrschen und die Gläubigen beim Beten anleiten können. Eine standesamtliche Trauung findet nicht

statt. In der Regel sind solche Ehen in Deutschland rechtlich nicht gültig.

Für Hatun verläuft ihr neues Leben alles andere als glücklich. Nach nicht einmal einem Jahr ist die Ehe gescheitert. Hatun hält es nicht mehr aus mit Ismail und seiner Familie, mit Menschen, die ihr fremd sind. Sie flieht zurück nach Berlin und berichtet von einem unerträglichem Leben mit ihrem Ehemann, auch von Schlägen, was dieser allerdings bestreitet. Kerem Sürücü glaubt seiner inzwischen schwangeren Tochter und nimmt sie wieder in der Familie auf, obwohl Hatun nun eine echte Belastung für die streng nach kurdischer Tradition und Sitte lebende Familie darstellt. Schließlich ist sie aus der Ehe mit einem Verwandten ausgebrochen und hat die Familie damit in Verruf gebracht.

Das scheint Ayhan Sürücü aber nicht besonders gestört zu haben. »Es war ja kein uneheliches Kind. Sie war ja verheiratet gewesen, und dass sie sich scheiden ließ, habe ich damals als Jugendlicher gar nicht so richtig realisiert.« In der türkischen Nachbarschaft in Kreuzberg wird trotzdem viel getratscht. Die Ehre der Sürücüs, die im Kiez bekannt sind und als streng religiös und orthodox gelten, gerät in Gefahr.

Am 8. Mai 1999 bringt Hatun ihren Sohn Imre zur Welt, in der Wohnung der Sürücüs wird es noch enger. Ständig kommt es zu Streitereien mit der ältesten Tochter, die nicht so leben will, wie es die Tradition verlangt. Sie will nicht zurückgezogen ihre Tage verbringen, sich zum Einkaufen verhüllen und der Mutter zur Hand gehen müssen. Sie träumt davon, ihren Schulabschluss nachzuholen und einen Beruf zu erlernen.

Hatun sucht und erhält Unterstützung: Am 1. Oktober 1999 zieht sie aus und findet in einem Wohnheim für minderjährige Mütter im bürgerlichen Bezirk Lichterfelde Zuflucht. Ein Tabubruch. All ihre Wünsche geht sie nun an. In der Einrichtung besteht die ehemalige Gymnasiastin im Juni 2000 die Fremdenprüfung zum Erwerb des erweiterten Hauptschulabschlusses.

Wenige Wochen zuvor hat sie mit Unterstützung des Jugendamtes die Wohnung in Tempelhof bezogen. Im September 2001 beginnt sie eine überbetriebliche Ausbildung zur Elektroinstallateurin im Ausbildungswerk Kreuzberg. Ein klassischer Männerberuf. Auch dies bringt ihren Vater und einige ihrer Brüder gegen sie auf. Heute sieht Ayhan die Berufswahl seiner Schwester eher gelassen. »Damit hatte ich keine Probleme. Andere Dinge haben mich viel mehr gestört.«

Das Kopftuch trägt sie zu dieser Zeit nicht mehr, sie schminkt sich, trägt modische Kleidung. Die Richter des Berliner Landgerichts, die später den Fall verhandeln, kommen in ihrem Urteil zu dem Schluss, dass Hatun »vor dem Hintergrund ihres damaligen Alters, ihrer Erziehung und allgemeinen Sozialisation einen ungewöhnlichen und bemerkenswerten Schritt vollzogen« habe. Hatun lernt einen jungen Mann kennen und lieben. Einen Deutschen. Dachdeckergeselle Tim* fährt gern Motorrad. Sie hofft auf ein unbeschwertes Leben. Das Verhältnis zu ihrer Familie verschlechtert sich in dem Maße, in dem sie es schafft, sich eine eigene Existenz aufzubauen. Frei und selbstbestimmt. Ohne Rechenschaft ablegen zu müssen gegenüber dem Vater oder den Brüdern.

Hat all dies die Ehre dieser kurdischen Großfamilie so sehr verletzt, dass der jüngste Sohn den Auftrag zum Mord erhielt? Bis heute bestreitet Ayhan jegliche Beteiligung seines Vaters oder seiner Brüder an der Tat. Er wird am 13. April 2006 zu neun Jahren und drei Monaten Jugendstrafe verurteilt. Die beiden mitangeklagten Brüder Mutlu und Alpaslan werden aus Mangel an Beweisen freigesprochen. Bis heute beschäftigt dieser Fall Justiz und Medien. Denn noch immer kennt niemand die Wahrheit – außer dem blassen jungen Mann, der in dieser Zelle seine Strafe absitzt, und seiner Familie, die zur Wahrheitsfindung nichts beigetragen hat. Mutlu und Alpaslan Sürücü schweigen in dem sieben Monate andauernden Prozess, lediglich am ersten Verhandlungstag lassen sie ihre An-

wälte vortragen, dass sie mit der Tat nichts zu tun hätten. Ayhan nimmt die gesamte Schuld auf sich und gibt als Motiv den westlichen Lebensstil seiner Schwester an. In der Erklärung, die er seinen Anwalt vor der Strafkammer verlesen lässt, heißt es: »Schon länger missbilligte ich die Lebensführung meiner Schwester Aynur. Ihr Lebenswandel, vor allem der Umgang mit oft wechselnden und nach meiner Meinung häufig auch kriminellen Freunden, stieß mich ab. Ich fürchtete auch um die Entwicklung meines Neffen Imre, also den Sohn von Aynur.«

Die Boulevardpresse ist sich schon wenige Tage nach der Tat sicher: Die Sürücüs sind ein mafiöser Clan, zurückgebliebene Hinterwäldler aus Ostanatolien, die seit fast vierzig Jahren in Deutschland leben und dennoch nie hier angekommen sind. Bis heute hat sich an dieser Einschätzung so gut wie nichts geändert. Alle meinen, die Wahrheit zu kennen: Es war ein sogenannter Ehrenmord, bei dem der Familienrat über das Schicksal der Tochter tagte und am Ende der Vater entschied, dass die Tochter sterben müsse, weil sie Schande über die Familie gebracht hatte. Ein Zeichen, ein Wink reicht aus, und die Söhne wissen, was sie zu tun haben. Der älteste Sohn erteilt dann häufig dem Jüngsten den Auftrag zu töten – im Namen der Ehre. So geschieht es immer wieder, in der Türkei, in anderen islamischen Ländern. Bis heute. Und der Jüngste wird ausgewählt, weil er meist mit der geringsten Strafe zu rechnen hat. War es bei den Sürücüs auch so? War es ein Ehrenmord, wie er im Bucho steht? Wie wir ihn scheinbar alle inzwischen kennen? Wer sich intensiver mit dieser Familie beschäftigt, stellt schnell fest: Alles ist viel komplizierter, vielschichtiger und mit simplen Phrasen nicht zu erklären.

Ayhan Sürücü sitzt auf seinem Bett und dreht sich eine Zigarette. Tabakkrümel, die auf die Tagesdecke fallen, sammelt er sorgfältig mit dem Zeigefinger auf. »Ich war ja draußen Sport-

ler, da habe ich nie geraucht«, sagt er beiläufig. Im Knast gehöre das aber einfach dazu. Angefangen habe er gleich nach Haftbeginn. »Ich stand damals unter einem enormen Stress, der ganze Wirbel um die Tat, das hat mich sehr mitgenommen. Heute rauche ich so zwanzig bis dreißig Zigaretten am Tag.«

Ayhan hat damals schnell begriffen, dass er sich mit dem Gefängnisalltag arrangieren, dass er die nächsten Jahre in dieser Welt hinter Gittern klarkommen muss. »Zigaretten sind hier eine Währung, der eine oder andere macht damit schon so seine Geschäfte, ich hab damit aber nichts zu tun.« Und wieder huscht dieses Grinsen über sein Gesicht. Ein Schmunzeln, das dem jungen Mörder etwas seltsam Abgeklärtes gibt. Etwas, das andere Jugendliche mitreißen kann, etwas, das im harten Knastalltag sicher nicht schadet.

Er lässt sich zum Insassensprecher wählen und vertritt die Anliegen seiner Mithäftlinge gegenüber der Anstaltsleitung. Ayhan versteht es, zu argumentieren. Im Jugendgefängnis, so erzählen es einige, die dort mit ihm zu tun hatten, soll er von vielen Insassen muslimischen Glaubens als Held verehrt worden sein. »Kann sein, dass einige dachten, ich hätte da was Tolles gemacht, die Ehre der Familie wiederhergestellt. Ich habe mich darum nicht gekümmert.« Er sagt das seltsam beiläufig, irritierend emotionslos.

Spricht er über sich und sein Heranwachsen in Kreuzberg, senkt sich sein Blick ab und zu. »Ich hatte draußen nie Kontakt zu Deutschen. Weder in der Schule noch in der Freizeit. Ich hatte eigentlich in meinem Leben noch nie einen deutschen Freund. Den ersten hab ich hier im Knast kennengelernt, der sitzt noch drüben in der Jugend.« Ayhan Sürücü hebt den Kopf und blickt zum vergitterten Fenster hin, er spricht von einem Mithäftling, von Oliver. Der wird für ihn zum Freund – in der Jugendvollzugsanstalt, die direkt gegenüber dem Gefängnis Charlottenburg liegt, wo er seit einigen Monaten im Erwachsenenvollzug sitzt.